



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteurs J. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Aus dem Gedebuche der Gartenlaube.

So wie ein Mensch am herrlichsten erscheint, wenn er kräftig an seinem Schicksal arbeitet, so sind die Völker am größten, so lange sie mit Energie an ihrer innern Bildung, an ihrer Verfassung, ihrer Stellung gegen andere Völker arbeiten. Ein uneiniges, schlaffes Volk, das sein Glück und seine politische Bedeutung dem Zufall oder der zufälligen Laune seines Herrschers anheimstellt, verdient seinen Untergang.

B.

Der Unheimliche.

Vom Verfasser der „Neuen Deutschen Zeitbilder“.

(Schluß.)

Man brach zur Jagd auf. Die Herren, die Jäger draußen, die Treiber, die Hunde, Alles eilte lustig und fröhlich zu dem lustigen und fröhlichen Waldwerke.

Man hatte eine glückliche Jagd. Das weitläufige Revier des Baron Steinhaus bot sie. Hasen und Fische wurden in Menge erlegt; selbst Eber stellten sich zum Abfang. Auch an Abenteuerern fehlte es nicht. Wenn die Jäger sich begegneten, mußten sie mit freudestrahlendem Gesichte einander zuzurufen: Das ist ein köstlicher Tag! — Um neun Uhr Morgens war man, wie verabredet worden, auf die Jagd ausgezogen. Es sollte den Tag über ununterbrochen bis um drei Uhr Nachmittags gejagt werden. Dann sollten die Hörner die Gesellschaft an einem bestimmten Orte im Walde zur gemeinsamen Rückkehr nach dem Schlosse sammeln. So war die Anordnung getroffen.

Es konnte zwölf Uhr Mittags sein, als auf einmal die Hörner zum Sammeln riefen. Drei Stunden früher und ein anderer Platz! Was war da vorgefallen? Was sollte das bedeuten? Die Gäste sahen sich fragend untereinander an. Sie konnten es sich nicht sagen und eilten zu dem Sammelplatze, zu dem gerufen wurde. Auf dem Wege dahin trafen sie den Wirth und fragten ihn. Er wußte ebenfalls nichts, und er war erstaunter und verwunderter, als sie.

„Und Ihr Baron Lauer ist auch nicht gekommen, Steinhaus?“

„Wenn Ihr ihn nicht gesehen habt —“

„Nein.“

„So hat er noch nichts von sich sehen und hören lassen.“

„Ein Mann von Wort scheint er eben nicht zu sein.“

„Wer weiß? Er kann noch immer Abhaltung haben. — Aber,“ unterbrach der Baron Steinhaus plötzlich sich selbst, „aber ein Sonderling bleibt er.“

Sie waren auf dem Sammelplatze angekommen, und Alle standen auf ein Mal wie vor einem fremdartigen Zauber. Es war ein abgelegener kleiner, lichter Platz, mitten im Walde. Auf der einen Seite bildeten hohe, starre Felsen seine Wand, auf den drei

anderen Seiten schlossen dicht zusammenstehende, mächtige, uralte Tannen ihn ein. Im Sommer hätte man kaum eine romantischere und heimlichere Stelle in dem Dickicht eines Waldes aufsuchen können. Mitten im Winter war es fast schauerlich hier. Der Boden der Lichtung selbst war mit der weißen Schneefruste bedeckt, auch die Spitzen der Tannen waren weiß und die Faden der Felsen. Aber dunkelgrau starrten die Wände der Felsen in die Höhe und unter den Zweigen der Tannen war es rabeuschwarz.

Allein man konnte kaum darauf achten, und vielleicht nur ein Einziger hatte es beachtet, auf den hatte es aber einen sonderbaren Eindruck gemacht.

In der Mitte des lichten Platzes war eine Tafel gedeckt, voll mit Speisen und Weinen und Allem, was das Herz eines von Glück wie von Beschwerden einer Winterjagd angegriffenen Waidmanns erfreuen kann. Der Boden unter der Tafel war mit warmen Decken belegt, um die Tafel standen harrende Bediente.

Der Baron Steinhaus kannte sie. Es waren die Bedienten des Baron Lauer. Einer der Diener überreichte ihm ein Schreiben seines Herrn. Der Baron hat wiederholt um Entschuldigung seines Versätens. Nachkommen werde er, er bleibe nie aus; aber für den Augenblick sei er noch immer abgehalten. Er hoffe die Herren bei dem kleinen Waldfrühstück zu begrüßen, mit dem er sie vorlieb zu nehmen bitte.

„Es ist zwar etwas sonderbar,“ sagte der Baron Steinhaus, „aber ein Sonderling bleibt er nun einmal.“

Und die Herren nahmen vorlieb. An der Seite thaten es die Jäger und Treiber, für die der Sonderling gleichfalls Erfrischungen hatte herbeischaffen lassen. Alle wurden gar besonders fröhlich und lustig. Auch der Baron Benzling wieder. Er war es, auf den der romantische, aber auch wilde und grausige Platz jenen sonderbaren Eindruck gemacht hatte. Namentlich nach den Felsen hin hatte er seine Blicke richten müssen, als wenn er auch hier plötzlich und unerwartet sich an einer Stelle wiederfände, die er schon kenne.



Ferdinand Freiligrath.

dann wurden sie still und geschäftig, furchtbar geschäftig. Der Baron Benzing saß wieder ruhig. Aber neben seinem Sitze stand sein Gewehr. Es war eine Büchse und mit einer Kugel geladen für die Oberjagd. Er nahm sie in die Hand, spielend. Sein Gesicht war noch blaß, aber der Schweiß stand nicht mehr auf seiner Stirn, auch kein Schreck, keine Angst mehr. Seine Lippen waren fest zusammengepreßt; seine Augen glühten; ein Entschluß reifte in ihm, ruhig und kalt. Sein glühender Blick fiel auf die geschäftigen Hunde, dann auf ihren unheimlichen Herrn. Seine Hand nahm das Gewehr fester. Was er vorhatte, wer konnte es wissen? Aber ein Entschluß der Verzweiflung schien es zu sein, der in ihm reif werden wollte.

Der Baron Lauer erzählte weiter, auch ruhig und kalt. „Auf dem anmuthigen, einsamen Plage ließ er die Leiche nieder. Er suchte die versteckteste Stelle des Platzes aus. Er grub eine Grube, in die Grube legte er den Leichnam, und deckte das Grab wieder zu. Es ist bis auf den heutigen Tag unberührt geblieben — wenn nicht — Herr von Benzing, nehmen Sie sich mit Ihrem Gewehr in Acht, Sie könnten ein Unglück anrichten. Meine Erzählung hat Sie angegriffen.“

Die Augen Aller wandten sich auf den Baron Benzing. Er war weißer geworden, als der Schnee, der an den Zweigen der alten Tannen hing. Aber seine Lippen waren noch fest zusammengepreßt; seine Augen glühten noch dunkel; seine Hand hielt das Gewehr krampfhaft. Die glühenden Blicke fielen auf den unheimlichen Mann, der ihm gegenüber saß. Er erhob die Hand, in der er das Gewehr hielt. Der Unheimliche sah ihn ruhig an.

„Wenden Sie dorthin Ihre Blicke, Herr von Benzing. Auch Sie, meine Herren.“ Er zeigte nach jener Stelle an den Felsen, an der die Schweißhunde geschäftig waren.

Alle sahen unwillkürlich hin, auch der Baron von Benzing. Wer einmal hingesehen hatte, konnte den Blick nicht wieder zurückwenden. Wie die Thiere in rasender Eile zu der Stelle hingestürzt waren, so arbeiteten sie jetzt in rasender Eile. Sie warfen den Schnee, der den Boden bedeckte, hoch in die Höhe. Es war eine leichte Arbeit. Dem Schnee folgte das dunkle Moos. Unter dem Moose war die Erde gefroren. Die harte Kruste wollte den Thieren Widerstand leisten; es war eine wilde Wuth, mit der sie sie aufrißen. Den Klauen mußten die Zähne helfen. Die gefrorene Kruste war nur eine dünne. In der lockeren Erde scharften und schaufelten und wühlten die Thiere, daß die Schollen weit umherflogen. Und je weiter die Arbeit der Thiere vorrückte, desto wilder wurde ihre Wuth der Arbeit. Aber keinen Laut gaben die Thiere von sich. Es war eine furchtbare Geschäftigkeit; es war ein furchtbarer Anblick.

„Aber was ist das?“ fragte man unwillkürlich.

„Es wird ein Grab geöffnet,“ antwortete der Baron Lauer.

Der Baron Benzing hatte hingestarrt wie die Andern, aber wie in einer Betäubung des Wahnsinns. Sein Gesicht war völlig entstellt. Der Mann konnte nicht mehr denken, nicht mehr wollen. Auch die Verzweiflung konnte ihm keinen Entschluß mehr bringen, ihn zu keiner That mehr treiben. Die Antwort des Unheimlichen schreckte ihn aus seiner Betäubung auf. Noch einmal wollte er die Hand mit dem Gewehr heben; er vermochte es nicht mehr. Seine Kraft wurde gebrochen. Die Hunde hatten ein tiefes Loch gescharrt. Sie warfen keine Erde mehr in die Luft; sie ruheten. Dann stießen sie wieder ein wildes, kurzes Geheul aus. Es war ein Geheul, ein rasendes Geheul der Freude. Es durchbebt die Nerven der kräftigsten Jäger.

Der Jäger, der die Thiere geführt hatte, war ihnen gefolgt.

Er blickte in die Grube, die sie aufgescharrt hatten. „Eine Leiche!“ rief er mit Entsetzen.

„Und hier der Mörder!“ sagte kalt der Unheimliche. „Die ewige Gerechtigkeit in ihrem unerschütterlichen Fortschreiten und das eigene Gewissen in seinem unwiderstehlichen, dem blöden Menschenauge oft als Wahnsinn sich darstellenden Drange, haben ihn hierher gebracht, in die Nähe seines Opfers, um selbst ein furchtbareres Opfer seines Verbrechens zu werden.“ — Er wies auf den Baron Benzing oder Max Urner oder wie sonst der Name des Menschen war.

Die Kraft des Verbrechers war gebrochen. Er wollte aufspringen, sank aber wieder nieder. Die Büchse, die er noch einmal im Wahnsinn der ohnmächtigsten Verzweiflung hatte emporheben wollen, entsank seiner Hand. Auf seiner Stirn stand kalter Todesschweiß; sein Gesicht trug die Farbe einer Leiche.

Der Baron Lauer wandte sich an den Herrn von Steinhaus, den Wirth der Gesellschaft. „Mein Herr,“ sagte er sehr ernst, fast befehlend, „wir sind hier auf Ihrem Grund und Boden. Sie

werden die Güte haben, durch Ihre Leute die Leiche und den Mörder bewachen, und die Gerichte herbeirufen zu lassen. — Und unsere Jagd, meine Herren?“ fuhr er fort. „Ah, Sie haben wohl keine Lust, sie fortzusetzen? Ich kann es mir denken. Aber mir werden Sie es erlauben, Herr von Steinhaus? Auf Wiedersehen, meine Herren! Auf Wiedersehen! — Louis!“ Er winkte seinem Jäger, die beiden Schweifshunde zu koppelnd. Die Thiere litten es geduldig. Dann ging er in den Wald; der Jäger und die Hunde folgten ihm.

„Wer ist der Mensch?“ fragten sich die Zurückgebliebenen. Eine Stimme aus dem Walde antwortete ihnen: „Sein Gewissen! Oder nennen Sie mich auch einen Polizeibeamten!“ —

Der Verbrecher konnte den Mord nicht ableugnen. Seine Untersuchung und auch — seine Beurtheilung dürfen keinen Gegenstand der bloßen flüchtigen Unterhaltung bilden. Oder dürfte meine Erzählung Anspruch darauf machen, mehr als für diese zu dienen?

Ferdinand Freiligrath.

(Lebensskizze mit Portrait.)

Als ich im Juli 1838 mit einer Empfehlung von Fouqué aus Halle nach Berlin übergesiedelt war, galt es vor allen Dingen, Chamisso persönlich kennen zu lernen. Sein speciellster Freund und Biograph, der alte, getreue Julius Eduard Hitzig, damals literarischer Mittelpunkt Berlins, führte mich zu ihm unten in der Friedrichstraße, unweit des Hallschen Thores, und ließ mich mit ihm allein. Der kleine, alte, in seiner grauen, engen Jacke und mit dem langen, weißgrauen Haar hinter Büchern auf dem Sopha sitzende ehrwürdige, weidliche Greis schüttelte grimmig sein Haupt, als ich ihn wegen meiner ihm zugesandten Gedichte befragte. Ohne Hehl und offen erklärte er sie für Maculatur, was sie wirklich waren und geblieben sind. Aber es ging mir nicht allein so; er sagte, nach Ueberwindung eines seiner furchtbaren Hustenanfälle, daß wir uns Alle könnten begraben lassen. „Da nehmen Sie dieses Buch mit!“ rief er, „und sehen Sie, wie man jetzt singen muß.“

„Gedichte von Ferdinand Freiligrath.“ Ich las sie zu Hause durch, laut, wiederholt, und dankte Chamisso und diesem Dichter, daß sie mich auf einmal von der Einbildung vieler Studenten und Candidaten gründlich geheilt. Als ich dem ehrwürdigen Vater des damaligen Muses-Almanachs den Band zurückgeben wollte, machten sie eben in seinem Hause Anstalt, ihn zu begraben.

Er wird eben so wenig sterben, als Freiligrath. Aber damals ging mit ihm eine lyrische Epoche unter die Erde, und in meiner Hand hielt ich den von ihm freudig und begeistert erkannten und anerkannten Apostel einer neuen, in Wort und Form, Tonfall und Reim, Anschauungsweise und Empfindung gewaltigen, weiten, die ganze Welt mit ihren fremdesten und fernsten Klängen reimenden, kosmopolitischen Lyrik.

Die einzeln und zerstreut früher erschienenen Gedichte waren, wenigstens in unserm damaligen Kreise, mehr wie originelle Curiosa angesehen werden. Die erste Gesamtausgabe von 1838 aber gab dem Dichter mit einem Male eine Stellung ersten und ganz eigenenthümlichen Ranges unter den deutschen Lyrikern.

Wir sahen ihn um diese Zeit zum ersten Male im Portrait, einen feisten, kraftfrohen, großäugigen, vollblühenden Jüngling, der in Amsterdam Kaufmann gewesen und kurz vorher in eine ähnliche Stellung nach Deutschland zurückgekehrt war. Später trat er aus seinem still gewachsenen Ruhme plötzlich eine Zeit lang in die Tagespresse: er war ja auf einmal der deutsche Dichter, der von Preußen Pension bezog. Kurz darauf neue Ueberraschung: „Glaubensbekenntniß.“ Aufgeben der Pension, Anklage, Flucht. Wir finden den Schöpfer einer neuen, grandiosen, deutschen Lyrik in einem dunklen Hofe einer dunkeln Straße der City von London hinter dem Contobüchle.

März 1848: Freiligrath in einem Flammenweere deutscher Begeisterung, in Aller Herzen, in Hunderttausenden von Exemplaren in Aller Händen, auf allen Straßen jubelnd ausgeschrien und — Freiligrath im Gefängnisse.

Aber freigesprochen! Richtig. Die deutsche Nation ehrt und liebt ihn mit warmem Herzen bereits in der sechzehnten Auflage,

aber diesen edelmüthigsten und volkstümlichsten Dichter selbst hat sie seit zehn Jahren nicht auf deutschem Boden sehen können, und wer ihm seitdem die Hand reichen wollte, mußte weit in den Nordosten Londons hinaus, oder ihn im Geschäft hinter der Londoner Brückensöhren. Wer ihn einst in St. Goar unmittelbar am Spiegel des lichten, lachenden Rheins besuchte, und jetzt über einen schauerlichen Kirchhof vor einem mit Einsturz drohenden Thurme vorbei wandern muß, um ihn in seinem grünem Versteck aufzufinden, dem schlägt das Gewissen allerdings qualvolle Wunden bei Vergleichung der neuen, freieren, einheitlichen Bestrebungen Deutschlands und dieser alten, eingewohnten, wenn auch so freundlichen Erstwohnung eines deutschen Dichters und anderer deutscher Dichter und Männer. Kaum hat sich hier und da eine klägliche, schwächliche Zeitungstimme erhoben, daß „dem Vernehmen nach“ eine Art von Amnestie in Aussicht stehen solle. Und als diese Aussichten verschwanden, blieben auch die sporadischen Amnestie-Gerüchts-Notizen in den Zeitungen aus. Mit seinen eigenen Organen sprach das Volk kein kräftiges Wort. Doch das soll uns nicht zu Täuschungen verleiten. Das Volk hat auch ein Herz-Organ, mit welchem es während der letzten zehn Jahre öffentlich zu sprechen verlernen mußte. Aber es war nie todt, es schlug und redete sehr viel und sehr heiß im Stillen, und selbst Geheime Rätze fragten sehr ernstlich, aber freilich sehr im Stillen den von London Kommenden: „Was macht Freiligrath?“ Und eine schöne, liebende Braut schrieb unlängst an ihren Bräutigam:

„O Lieb', so lang' Du lieben kannst,
O Lieb', so lang' Du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern siehst und klagst!“

und setzte hinzu, daß sie den Dichter solcher Lieder freudig und herzlich küssen würde, wenn und wo sie ihn fände.

Und wie viele edle Frauen und Jungfrauen Deutschlands würden sie darum beneiden! Wer könnte die Jünglinge und Männer zweier Generationen zählen, die durch den Zauber seiner bald herfürlich, bald apollonisch schönen, kräftigen und elastischen Gedankenschritte und Versrhythmen erhoben, gestärkt und geläutert wurden? Sie Alle würden das wärmste Wort der Verehrung, den kräftigsten Händedruck für ihn haben, könnten sie ihn auf dem Boden seines Vaterlandes begrüßen.

Keine Sentimentalitäten. Deshalb sprechen wir hier die kalte Thatsache aus, daß sich unser Dichter in sein Vaterland, wie es jetzt ist, eben so wenig zurücksehnt, als die meisten andern seiner Schicksalsgenossen. Ein Mann, dessen ganzes Leben ununterbrochen in edelster Männlichkeit, bürgerlicher Ehrenhaftigkeit und geschäftlicher Thätigkeit blühte und fruchtete, dessen Poesien im besten Herzblute seines Volkes pulstren, kann nicht — amnestirt werden. Wer mit Ehren in die Vierziger gekommen, zu dem kann man nicht noch endlich zu guter Letzt sagen: Wir wollen Dir das Verbrechen verzeihen, daß Du kein Heuchler geworden und gewesen.

Die wirkliche Persönlichkeit des Dichters wird sich also vorläufig nicht in Deutschland einfinden. Wir suchen diesen Mangel

hier durch sein lebensgetreues Portrait und eine aus Leben und Umgang gewonnene Lebensskizze zu ersetzen, welche durch die nicht geprüften und nie ausweisbaren Gedichte, die Jedem im Herzen wohnen oder leicht aufzuspüren sind, ergänzt und mit Fleisch und Blut erfüllt werden mag. Eine wirkliche Biographie und vollwüchsigende Charakteristik des Dichters zu schreiben, dessen Erlebnisse und Entwicklungen ganz wesentlich dem Allerheiligsten des Herzens angehören, kann hier weder beabsichtigt noch erwartet werden. Diese Aufgabe bleibt zunächst etwaigen Memoiren, einer Selbstbiographie überlassen.

Ferdinand Freiligrath wurde am 17. Juni 1810 in einer Stadt geboren, in deren Straßen der Teutoburger Wald hereinblickt, in Detmold. Südlich hinauf labyrinthet sich das waldige, felsige, schluchtige Schlachtfeld des ersten Sieges deutscher Freiheitskraft, wo Hermann die römischen Legionen des Varus schlug; daneben windet sich die Werra und weiter hinaus winken lustige Szenen mit rothen Erica's und halbwilden Pferden, die auf dem berühmten Pferdemarkte von Detmold verkauft werden. Detmold besteht aus drei Städten, in denen zusammen 4000 Menschen, darunter brave Leineweber, tüchtige Gerber und fette Brauer wohnen, auch ein deutscher souveräner Fürst, welcher von einem prachtvollen Residenzschlosse aus über ganz Lippe-Detmold herrscht. Auch ist Detmold, wie ich aus dem Conversations-Lexikon erfahren habe, „Sitz der höchsten Landesbehörden“ und hat ein Gymnasium, zu dessen Lehrern der Vater Freiligrath's gehörte. Die Stadt ist klein, hat alles Mögliche in und ungewöhnliche landschaftliche Scenerie um sich, Alles leicht zugänglich, dicht beisammen und wird so auch dem Kinde, dem die Wiege noch eine ganze Welt ist und das hernach als Mann die unendliche Welt oft zu eng findet, bald ein vertrauter Tummelplatz. Deshalb darf man auch die Wiege großer Männer und deren Umgebung nie unbeachtet lassen, wenn nicht wesentliche Elemente in ihrer spätern Entwicklung unverstanden bleiben sollen.

Bis zum siebenten Jahre wuchs das Kind in einem vollen, sieben Familienkreise auf, feist, blühend, vollstochig und strotzend von übermüthiger Knabenfülle, ein wahres Bacchusmodell. Aber dem siebenjährigen Kinde starb die Mutter! Weder der vielbeschäftigte Vater, noch dienende Personen konnten dem Waisenkinde die Unersehbliche ergänzen, und so lernte er sich einsam und allein in seinem Herzen, in der anregenden Umgegend, ja selbst schon in Versen und Reimen zurechtfinden. Das zehnte Jahr brachte ihm eine zweite Mutter und ihn zugleich auf's Gymnasium, wo er bald als fleißiger, edelmüthiger und witziger Knabe bei Lehrern und Mitschülern herzlich beliebt ward. Er nannte mir besonders einen Lehrer, Falkmann, mit welchem er in das vertraueste Verhältniß kam und der einen ganz besonders wohlthätigen Einfluß auf sein Herz und seine Studien ausübte. Er war und hatte sich für eine akademische Carriere bestimmt, die aber durch den Bruder seiner verstorbenen Mutter, Kaufmann in Einburg, unterbrochen ward. Der Onkel hat, man möchte ihm den Ferdinand als Adoptivsohn anvertrauen, doch müsse er zu diesem Zwecke Kaufmann werden. Zureden, das winkende Vaterland eines Walter Scott und Burns entschied ihn für den Plan. Um zunächst „Kaufmann zu lernen,“ kam er in die Lehre zu Coest in Westphalen. Aber der Bankrott des Onkels und der Tod des Vaters (1829) wiesen ihn auf einmal darauf an, sich auf eigenen Füßen und durch eigene Arbeit eine Lebensbahn zu schaffen. Nach einigen Versuchen führte ihn der Zufall nach Amsterdam in ein Banquierhaus, wo er sechs Jahre blieb. Die großen Seeschiffe aus aller Welt, die Kisten und Waarenballen mit fremden, weit umher auf beiden Halbkugeln liegenden Städtenamen, die braunen, gelben, rothen und schwarzen Matrosen auf den Decks und in den Takelagen — diese grandiose Scenerie und Kaleidoskopie des Seehafens — erklang bald in jener gewaltigen, unerhörten, hinreißenden Auslands- und kosmopolitischen Poesie aus verschiedenen Zeitschriften und dem Chamisso'schen Musen-Almanach durch Deutschland.

Aus den Gedichten jener Zeit sind zu erwähnen: „Barbarossa“, „Amphitrite“, das „Wetterleuchten der Pfingstnacht“, die „Stimme vom Senegal“ und die „Auswanderer“, der „Möhrenfürst“ und der „Wästenkönig“ und alle die wilden, sprühenden, stolzen Fremdlinge und Gedanken und Reime, die ihn 1833, besonders auf Chamisso's und Schwab's Annahmen, als berühmten Dichter aus dem Amsterdamer Banquierhause triumphirend zum freien Musen-Cultus zurückriefen. Wenigstens gab er eine zwischen 1833 und 1839 angenommene kaufmännische Stellung bald wieder

auf und lebte nach dem ersten Erscheinen seiner sämtlichen Gedichte unabhängig in Darmstadt. Hier und am Rhein fand sich auch Liebe ein, mit der sich nicht spaßen ließ, so gewaltig und tief ergriff ihn die Neigung zu einer blonden Tochter Weimars, die als Kind Goethe's Liebling gewesen war, auf dessen Schooße sie gespielt, aus dessen Tasche sie Zuderwerk genascht hatte. Oft, wenn sie mit den Schwestern unter seinem Fenster spielte, warf er Früchte und Nüssereien herunter und immer mit dem Zurufe: „der Aeltesten,“ wofür er sie immer hielt, da sie die größte war. Diese Liebe brachte ihm 1841 am Rhein die Gattin, die ihn bei aller Zartheit und Weichheit des Weibes bisher stark und frei durch ein oft von Gefahren und niederdrückenden Schicksalen getrübetes Leben begleitete, ihm vier herrliche, liebe Kinder gebar und als liebende, reich gebildete Mutter ergog. Die ersten Monate ehelichen Lebensglücks wurden in St. Goar in einem unmittelbar vom Rheine aufsteigenden Hause, in der anmuthigsten Umgebung und mit den mannichfaltigsten berühmten und lieben Gästen genossen. Durch den Kanzler Müller und A. v. Humboldt fand sich auch die Pension für ihn ein, welche durch einen Todesfall vacant, nicht aber vom Könige von Preußen für ihn creirt worden war. Dem Könige gebührt dabei das Verdienst, die aus Verehrung für den Dichter von einem Alexander von Humboldt ausgegangene Bestürmung nicht zurückgewiesen zu haben. Dies verdient heilkäufig mit beachtet zu werden, da weder die älteren classischen, noch die neuesten Dichter, noch Dichter überhaupt jemals von den Hohenzollern besondere Beweise der Anerkennung und Gunst erfuhren. Freiligrath macht davon um so weniger eine Ausnahme, als er die ihm zu Neujahr 1842 wie einen rothen Adlerorden vierter Classe zuerkannte kleine Pension, deren Verleihung ihn überraschte, mit Neujahr 1844 schon in den Händen des Königs zurückließ, sie aufgab und dafür seinerseits durch „eines Büchleins ledigen Schuß in die Stidluft dieser Lage“ die Welt und die in's Stocken gerathenen preussischen Illusionen überraschte.

Das ist „ein Glaubensbekenntniß, Zeitgedichte“ (1844). Der gewaltigste politische Dichter war hiermit von jener „höheren Warte“ auf die „Zinnen der Partei“, über die er sich einem Herwegh gegenüber gestellt hatte, herabgestiegen. „Und darin muß ich ihnen allerding's Recht geben,“ sagt er im Vorwort. „Fest und unerschütterlich trete ich auf die Seite derer, die mit Stirn und Brust der Reaction sich entgegenstemmen. Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Loose dieses Büchleins und meine eigenen auch fallen mögen: — so lange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland seufzen sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, sollen Mund und Arm nicht müde werden, zur Eringung besserer Tage nach Kräften das Ihrige mitzuwirken. Dazu helfe mir, nächst Gott, das Vertrauen meines Volks. Mein Gesicht ist der Zukunft zugewandt!“

Das Volk jauchzte, die preussische Regierung suchte ihn für den Kerker und zwar wegen „Freiheit! Recht!“ und „Am Baume der Menschheit!“

„Der Knospe Deutschland an, Gott sei gepriesen!
Nagt sich's im Schooß! Dem Versten scheint sie nah —
Früh, wie sie Hermann auf den Weferwiesen,
Früh, wie sie Luther auf der Wartburg sah.
Ein alter Trieb! doch immer muthig keimend,
Doch immer lebend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend —
O wird die Knospe Blume nicht einmal?
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!“

Wegen dieser Hoffnungen suchte man ihn für den Kerker, dem er sich durch die Schweiz und später London entzog. Die Knospe barst wirklich. Statt des Dichters steckte man die große Blume hinein.

Nach einem kurzen Aufenthalte in der Schweiz fand er in der City von London einen Wirkungskreis für seine kaufmännische Thätigkeit, bis ihn der erste Dichter Amerika's, Longfellow, Freunde von ihm und Deutsche überredeten, für eine vom Volke gesticherte Stellung in die neue Welt hinüberzukommen. Am Abend vor der Abreise kam aber ein Brief, der ihn zurückhielt, ein März 1848, der ihn nach Deutschland zurückrief. Die Blume war aufgebrochen. „Die Todten an die Lebenden“ waren ihm vorausgeeilt. Man setzte ihn zu Düsseldorf zwei Monate in Untersuchungshaft. Die ersten Geschwornen Preußens sprachen ihn frei (October 1848). Er theilte sich hierauf an der „Neuen Rheinischen Zeitung“ des Dr.

Karl Marx, des Meisters in Erregung und Verbreitung grimmigen Abscheues vor Demokratie, die er in wahnsinnigster communistischer Verirrung und in giftsprigendem Hass gegen alle, auch demokratischen Nichtcommunisten geistig und geistreich zu vertreten suchte.

Wir können mit unserer heiligen Verehrung des Dichters keine Abgötterei verbinden. Deshalb muß es hier gesagt werden, daß Freiligrath unter dem Einflusse dieses unglückseligen Virtuosen des Hasses, der viel Geistreiches, aber nie einen edeln Gedanken geschrieben, seine Stimme, seine Freiheit, seine Charakterstärke verlor. Seitdem ihn Karl Marx angehaucht, sang Freiligrath nicht oft mehr.

Da wir auf die anderweitigen literarischen Producte des Dichters nicht zurückkommen, seien sie hiermit eben kurz erwähnt. Der ersten Ausgabe der Gedichte folgte eine Nachlese: „Zwischen den Garden“. Er theilte sich an dem „Nolands-Album“ (Köln, 1840), am „Rheinischen Odeon“ und dem „Rheinischen Jahrbuch“. Das „romantische Westphalen“ war hauptsächlich sein Werk, ebenso „Blätter der Erinnerung an Karl Immermann“ (1842) mit vorzüglichen Commentaren Kinkel's und Schücking's zum „Merlin“. Dem Glaubensbekenntnisse folgten die „Sechs Gedichte Ca ira“ und „Neuere politische und sociale Gedichte“ (1850). Später befreundete er sich als unübertrefflichen Meister in lebendiger Uebersetzung der besten Dichtungen aus dem Englischen und Französischen, wie dem Schattischen des Burns. Dadurch ist die in New-York bei Fr. Gerhard erschienene Gesamtausgabe seiner Werke zu sechs starken Bänden angewachsen. In London rief nur ein Tod (Johanna Kinkel's) und eine Geburt (Schiller's) seinen schaffenden Dichter-Genius wach. Das von Deutschen in Amerika von ihm erbetene Gedicht zur Feier des hundertsten Geburtstages Schiller's wird von allen deutschen Gemeinden und Vereinen der freien Staaten America's nach Einer Melodie, an Einem Tage und zu derselben Stunde gesungen werden. So reichen sich deutsche Dichter aus verschiedenen Jahrhunderten die Hände, um den neuen, idealen, kosmopolitischen Boden des deutschen Vaterlandes und dessen Einheit zunächst im Gesange, in der unsterblichen, über die Erde leuchtenden deutschen Poesie (die also vergebens auf heimathlicher Scholle

mit Kerker verfolgt und „unschädlich“ gemacht wurde) zu verwirklichen.

Er fand nach seiner Flucht vor den Verfolgern der „Neuen Rheinischen Zeitung“ in London bald erträgliche kaufmännische Beschäftigung und kann als Sachwalter der Schweizer Bank, was äußere Lebensstellung betrifft, verhältnißmäßig glücklich gepriesen werden. In dem nobeln Bureau derselben, in der Mitte der königlichen Börsegebäude, der respectabelsten und schönsten Geschäftsgegend der City, ist er Meister und oberster Leiter mit einem geräumigen Privatzimmer. Nach der Geschäftszeit lächeln und jauchzen ihm im fernen, stillen Nordosten Londons die liebende Gattin und fröhliche, liebe Kinder entgegen. Grüne Bäume rauschen vor dem Fenster, und aus dem langen, geräumigen Garten duftet der Frühling Blumen und schüttelt der Herbst Früchte. Freunde und Verehrer, die gar fleißig zuströmen, finden immer herzliche, gastliche Aufnahme, hiedern Händedruck, ein treues, offenes Auge und den herzlichsten, unbefangenen Ton in seiner kräftigen, sonoren Bassstimme. In der unbefangenen, treuherzigsten Weise unterstützt ihn in Erhaltung dieser wohlthuenden heimischen Atmosphäre die Frau. Der hausbädische Kleinste spielt den lebenswichtigen Schalk und zieht gelegentlich plötzlich eine Rauchwolke aus der Havannah des Vaters. Bruder und Schwester in der Mitte lesen und studiren still. Ersterer ist auch stolz auf seine kleine Menagerie im Garten und auf seine Photographien. Die älteste Tochter, das sinnigste, süßeste Mädchengesicht, das ich je gesehen, gleitet wie ein verkörperter Sonnenstrahl durch das Haus und liest schon Homer in der Ursprache. Ich und mein Haus rechnen den Frühlingsabend, als sie mit dem Vater zu uns kam und aus einem grünen Körbchen mit Moos ein junges Käzlein aus der Menagerie des Bruders für Adelheid Kinkel springen und spielen ließ, für einen der schönsten unserer Erlebnisse in London.

Wir schließen mit diesen heitern Andeutungen aus dem glücklichen Familienkreise des Dichters und scheiden im Zweifel, ob sein Herz noch blutet über Deutschland, oder ob ihn die Hoffnung verließ, daß die schöne Knospe und Blume neu und kräftiger aus dem alten Triebe hervorbreche.

Das Perpetuum mobile.

Die großen Erfolge, welche vorzüglich die Mechanik zu Ausgange des Mittelalters in dem Lichte, das von dem Morgenrothe der auftauchenden Sonne naturwissenschaftlicher Erkenntnis ausging, erreichte, berauschte die Gemüther über Alles. Warum sollte es, da man in den Wirkungen des Schießpulvers so kolossale Kräfteäußerungen erblickte, von denen man sich nicht erklären konnte, wo sie herkamen, nicht auch möglich sein, durch Federn und Getriebe geheimnißvolle Kräftequellen zu benützen, von denen man sich überall umgeben glaubte? Brachte doch die Natur in den Menschen und Thieren Mechanismen (so dachte man sich damals) hervor, welche eine Zeit lang Arbeit verrichten, dann hingehen zu sterben, aber Alles aus sich selbst producirend. Das neugeborene Kind hatte doch die Kraft nicht wie ein ausgewachsener Mann. Es mußte also der Mensch in Folge einer gewissen innern Construction Kräfte aus sich heraus zu entwickeln im Stande sein, denn er brauchte nicht wie eine Uhr aufgezogen zu werden, und konnte doch immer ein gewisses Quantum Arbeit leisten. Es schien also der Weisheit des Menschen nur aufgegeben zu sein, aus einem dauerhafteren Stoffe, als es Fleisch und Blut ist, eine ähnliche Maschine herzustellen. Darin lag dann der Born materieller Glückseligkeit, weil die unverstehbare Quelle der Kraft und verkäuflicher Arbeit.

Mit der Erfindung des Perpetuum mobile wäre das Problem gelöst gewesen, deshalb haben sich Tausende von denkenden Köpfen an die Enträthselung dieser Aufgabe gemacht. Die Klassen darunter, die mit den Gesetzen der Mechanik am meisten vertraut waren, kamen auf die eitle Darstellung menschen- und thierähnlicher Gebilde, die, durch einen innern Mechanismus getrieben, Bewegungen machten ähnlich denen freiwillig handelnder Wesen. Die Menge mitunter höchst scharfsinnig und geistreich erfundener Automaten sind auf dem Wege nach dem Perpetuum mobile entstanden. Johannes Müller (Regiomontanus) verfertigte außer seinen Räderwerken, die den Umlauf der Planeten darstellten, eine Fliege, die auf dem Tische herumkroch, sowie einen Adler, der den Kaiser

Maximilian bei seinem Einzuge 1570 an den Thoren Nürnbergs mit Flügel schlagen begrüßte. Baucanson's Ente fraß und gab das Verdaute wieder von sich; und ein Fächerspieler desselben Künstlers, der die Finger richtig setzte, machte großes Aufsehen. Droy setzte eine Clavierpielerin zusammen, die dem Spiel ihrer Hände mit den Augen folgte, nach der Beendigung aufstand und der Gesellschaft eine Verbeugung machte, und ein anderer Automat stellte einen Knaben vor, der auf ein untergelegtes Stück Pergament mit sicherer Hand einige Figuren zeichnete, den Staub des Bleistifts weglies und von Zeit zu Zeit sich die gefertigte Zeichnung besah. Es waren Alles eitle Spielereien, die dadurch, daß sie versuchten, die tausend verschiedenen Dienstleistungen eines Menschen auf mechanischem Wege zu vollziehen, nimmer irgend eine dauernde Beachtung beanspruchen konnten. Unsere jetzigen Maschinen unterscheiden sich dadurch wesentlich von ihnen, daß hier gerade entgegengesetzt nur eine Dienstleistung, aber an Stelle von tausend Menschen verrichtet wird.

Ueberzeugten sich aber auch die besseren Köpfe endlich von der Erfolglosigkeit ihrer Versuche, so gab es doch viele Andere, die ohne die Bekanntheit mit den Hilfsmitteln der Mechanik, welche Zonen die Unausführbarkeit ihrer Ideen zeigte, fort und fort dem Phantome sich selbst erzeugender Kraft nachgingen, und dabei endlich auf Pfade geriethen, die sie, nachdem die Zeit mühseltiger Arbeit und das Vermögen sinnlosen Experimenten geopfert worden war, am Ende unbefriedigt, stumpf und verzweifelt in's Irrenhaus führten. Und es ist die Zeit nicht etwa vorbei, in der man an die Realisirung solcher Träume dachte. Gerade unser Jahrhundert, das die eminentesten Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gemacht hat, hat die Köpfe vieler verwirrt, die in den geheimnißvollen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung nicht zu blicken vermochten, sondern halbgebildet aber doppelbewußt sich berufen glaubten, die letzten Geheimnisse der Schöpfung erkennen und für ihre Zwecke benutzen zu können. Eigennutz ist bei diesen